



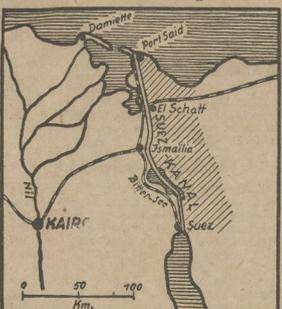
Reichspressekammer

Verlag: Wirtschaftlicher National-Verlag G. m. b. H. (G. m. b. H.),
Wollfenerstraße 1 B. Die „RPP“ erscheint wöchentlich 1 mal.
Wöchentliches Abonnement: 1,20 Reichsmark, 12 Monate: 12,00 Reichsmark.
Einzelpreis 15 Pfennig 13. Jahrgang Nr. 274

HALLE/SAALE

Bezugspreis monatlich 2,00 Reichsmark, 30 Reichsmark.
Einzelpreis 15 Pfennig, 12 Monate: 12,00 Reichsmark.
Einzelpreis 15 Pfennig, 12 Monate: 12,00 Reichsmark.
Sonntag, den 4. Oktober 1942

Die Karte des Tages



Stadtkarte des Suezkanalgebietes
Auf Befehl des britischen Grenzmillitärregiments
in Ägypten, muß die in der Suezkanal-
gelegene Stadt El Schant von der Zivil-
bevölkerung geräumt werden. Die Regierun-
gen sowie die Angestellten und Arbeiter
der ägyptischen und britischen Militärbehörden
und der Kanalgesellschaft müssen ohne ihre
Familien in die Stadt bleiben. Die Furcht der
Briten vor Sabotageakten hat sogar zu dem
Verbot geführt, sich dem Ostufer des Kanals
auf mehr als 50 Kilometer zu nähern. (Die
Sperrzone ist auf unserer Karte gestrichelt.)

Feldmarschall Rommel: Es wird weiter gehandelt!

Seit Juli 2500 Panzer in Afrika vernichtet - Die „Erkrankungen“ des Marschalls - Presseempfang bei Dr. Goebbels

RD, Berlin, 3. Okt. Erwartungsvolles
Schweigen herrscht in dem Salondort der
deutschen und ausländischen Pressevertreter,
die sich aus Anlaß der Anwesenheit des
Generalfeldmarschalls Rommel in der Pri-
vatwohnung des Reichsministers Dr. Goeb-
bels versammelt haben. Als der Reichs-
minister und der Marschall den Raum be-
treten, erheben sich die Arme zum deutschen
Groß. Er tritt und gelang sportlich in Bewegung
und Heile, angeordnet in der Reihenfolge
Anne, erwidert der Marschall den Gruß.
Nach kurzen Grußworten von Dr. Goeb-
bels spricht Rommel in seiner ruhigen,
humorigen Art, die sofort geminnend muß.
In den Augenwinkeln des jungen und
glänzenden Mannes aber durch die farten-
spielende englische Glorie führt: „Jungs
macht freundliche Gefichter, sonst merken sie
etwas. Grimassen können wir nachher ver-
dienen.“ Dann führen sie weiter bis zur
Küchenschleuse, wo sie abzuschiedelnde
englische Offiziere erkennen. **Der Marschall spricht dann von den
Kämpfen in Nordafrika und aus seinen
Erfahrungen. (Fortsetzung auf Seite 2)**

durchschrittene Kampfgelände der Wüste sicht-
bar. Aus seinen Worten läßt man, unter
welch schweren Bedingungen unsere Soldaten
auf der Seite mit unseren Bundes-
genossen in Afrika den Engländern eine
Position nach der anderen erzwungen
haben, in deren festem Weis sie sich schon
glauben. Späteren Seiten werde es vor-
behalten sein, erklärt der Marschall, einmal
schon, mit wie manchen Kräfte die
Erfolge der Wüste erreicht werden konnten.
Aus den Worten des Marschalls über die
Stationen dieses Sieges wird klar, daß nur
die Enthaltsamkeit der Truppen und die Über-
legenheit der Führung diese großen Erfolge
immer wieder ermöglicht haben. Heute
sehen unsere Truppen 100 Kilometer vor
Alexandrien und Kairo. Sie haben das
Rote Meer in der Hand und der Marschall
verfügt, daß auch weiter gehandelt
werde. Nicht um über kurz oder lang wie-
der zurückgeworfen zu werden, seien die
Truppen horribil geübt. Man könne sich
darauf verlassen, daß auch hier feigehalten
werde, was wir in untern Weis bekräftigt
hätten.
Freimütig erklärt sich der Marschall nun
bereit, auf Fragen zu antworten. Nach der
Wohlfahrt des amerikanischen Kriegs-
materials wird er gefragt und nach dem

Was ist mit Stalingrad?

In der vergangenen Woche haben die
Kämpfe um die sowjetische Wolgastung
insolfern eine neue Wendung bekommen, als nach
den Einbrüchen in den Südkreis den mittlere
Komplex des Stadtgebietes, welche vor
vierzehn Tagen und zum Teil schon vor drei
Wochen erlitten wurden, sich nunmehr der
Schwerpunkt der immer noch erbittert ge-
führten Kämpfe nach dem Nordteil der Stadt
verlagert hat. Hier befinden sich die großen
Arbeiterwohnungen, die Rüstungswerke und
andere wichtige Fabriken der sowjetischen
Rüstungsindustrie. Dieses Stadtgebiet dürfte
aber auch in einem noch größeren Umfang, als
es im Süden und der Mitte der Fall war,
festungsartig ausgebaut sein.
Wie aus den letzten Einzelmeldungen des
Oberkommandos der Wehrmacht zu entnehmen
ist, spielen sich hier zur Zeit heftige Artillerie-
kämpfe ab, in die auch die Luftwaffe mit einer
bisher noch nicht erlebten Intensität eingreift.
Das Kampfgelände ist in gewaltige Qualm-
wolken der explodierenden Granaten und Bom-
ben, die sich mit dem Staub der zusammen-
stürzenden Häuser mischen, eingehüllt, so daß
oft die Verständigung zwischen den einzelnen
Kampfgruppen kaum mehr möglich ist. In-
fanterie und Pionierabteilungen arbeiten sich
hier Meter um Meter vorwärts. Die Eigenart
des Kampfgeländes, in dem keine freie Ent-
faltung der einzelnen Waffengattungen und da-
her keine wirkliche Operation wie im freien
Gelände der Steppe mehr möglich ist, stellt
diesem Kampf, der eigentlich nur um Stein-
haufen geführt wird, unter ganz besondere Be-
dingungen. Es ist daher auch unmöglich, Pro-
gnosen über die weitere Entwicklung, die sich
unter Umständen rasch, innerhalb weniger
Stunden vollziehen, aber sich ebenso gut über
weitere Zeiträume ausdehnen kann, anzustellen.
Nur eines steht aber sicher fest, daß wie
hartnäckig sich auch der Widerstand der Sowjets
im Nordviertel Stalingrads noch gestaltet,
er den deutschen Eroberer nicht mehr bein-
kräftigen kann. Die in Stalingrad noch
kämpfenden Bolschewisten sind im Süden wie
im Norden vollkommen abgeschnitten, und
auch die immer wieder mit großen Panzer-
kräften von Norden her angesetzten Ent-
lastungsangriffe können den Verteidiger
keinerlei Unterstützung bringen. Nach der Ein-
nahme des nordwestlichen Vorortes Orlowka,
das am Freitag im Wehrmachtbericht gemeldet
wurde, hat die deutsche Position an der süd-
lichen Abwehrfront eine neue Festigung er-
halten. Jeder bolschewistische Versuch, sich
durchzubrechen, muß daher als völlig aussichts-
los erscheinen. Stalingrad wird, wie der Führer
sagte, unbedingt genommen werden. Darauf
kann sich das deutsche Volk und die Welt
verlassen.

Goering spricht heute zum deutschen Volk

Erhebung des deutschen Landvolkes am Erntedanktag - Verteilung von hohen Auszeichnungen

RD, Berlin, 3. Okt. Der Führer hat
in Anwesenheit der großen Verdienste für
die Sicherung der Ernährung des deutschen
Volkes ein besonders verdiente Angehörige
des deutschen Landvolkes zahlreiche Kriegs-
verdienstauszeichnungen verliehen. In allen
Gauen des Großdeutschen Reiches werden
anläßlich des Erntedankfestes die Ganeliten
im Auftrag des Führers im Rahmen von
Sonderveranstaltungen der NSDAP, diese
Auszeichnungen überreichen.
Der Reichsmarschall des Großdeutschen
Reiches, Hermann Goering, wird in einer
Grußansprache zum Erntedankfest, am Sonntag,
dem 4. Oktober 1942, 12 Uhr, besonders hohe
Auszeichnungen an Angehörige des deutschen
Landvolkes übergeben. Anschließend wird
der Reichsmarschall zum deutschen Volk
sprechen. Die Veranstaltung wird auf alle
deutschen Sonder übertragen.

Der mit der Führung der Geschäfte des
Reichspräsidenten für Ernährung und Land-
wirtschaft, Reichsminister für Ernährung und
Reichsleiter beauftragte Staatssekretär Ober-
bundesminister Herbert Backe richtet zum
Erntedanktag an das deutsche Landvolk
einen Ruf, in dem es u. a. heißt: „An der
Schwelle eines neuen Arbeitsjahres
bilden wir mit besonderer Genugtuung auf
eine Zeit härterer Pflichterfüllung und
Erfolge, ganz gleich, welche Schwierig-
keiten sich ergeben sollten, wie bisher vor-
bildlich seine Pflicht tun wird. Dem Führer,
der Front und der Heimat zu helfen im un-
erlässlichen Mangel um den Gelingen, sei
erneut Gelübde und Verehrung.“

Der Sturmlauf zum Kongreß beginnt

Wahlrummel unter dem Sternendbanner - Drei unseres Vertreters in Lissabon

WS, Lissabon, 3. Okt. Der Kongreß lebt
seine letzten Wochen. Amerika will neue
Männer sehen. Es gibt niemand, der heute
vor der Öffentlichkeit der Vereinigten
Staaten dem lebenden Parlament ein
freundliches Wort sagen könnte. Selbst der
Durchschnittsamerikaner, der im allge-
meinen seine Vertreter im Parlament vom
Standpunkt anderer dritlicher und rein per-
sonlicher Interessen aus zu beurteilen
pflegt und an den großen politischen Fragen
der gegenwärtigen nordamerikanischen oder
besser gesagt Washingtoner Politik vorbe-
reitet, ist in den letzten Monaten dazu über-
gegangen, die Haltung eines Parlamentes
zu verdammen, das wie kaum ein anderes
die Öffentlichkeit, Unerschrockenheit und
innere Beere des demokratisch-liberalistischen
Systems verlor.
Es ist allerdings kaum anzunehmen, daß
die Bevölkerung der USA über das
Verhalten und die Richtigkeit der einzelnen
Vertreter ein wirklich klares
Bild gewonnen hätte. Denn irgendein ge-
sellschaftliches Ereignis, die Verlobung der
Präsidenten-Tochter der Stadt, das Kaffee-
streikendes des Aufschubmittels unter dem
Vorzeichen der unvollständigen Dame des
Dreieck, bei dem zwar nicht über Zufußlos
beraten, dafür aber die neuen Außen-
rezepte mit Marschallverträgen aus-
drückt, werden die letzte Dancin-Baum den
Stichtes mit vor allem die immer noch
nicht funktionierende Duferrationierung
nehmen in all den Wählern der nordameri-
kanischen Provinz einen weit größeren Platz

als die politischen Ereignisse in Washington.
Wird der Verteilung des „Kongreß-
mannes“ von neuen Wahlen die Chancen
all jener, die nicht sich danach drängen, das
Geschäft, das ihnen der Krieg in Beruf und
Handwerk verlor, auf dem Gebiet der
Politik lukrativ und mit Mittelstrichen nach-
zuholen. Der Sturmlauf der Bewerber zum
Kongreß hat begonnen.
Unter den neuen Kandidaten, die
„Gift“ als die aussichtsreichsten Bewerber,
ihren Kandidaten vorführt ist Mr. Deneber,
der Holzhändler, der als Bauunter-
nehmer für seine politische Tätigkeit mit der
Verbindung hauffert, er müße im Fall
seiner Wahl auf seine Dolmetscherinnen an
die Regierung verzichten - wofür ihm
allerdings andere und wahrscheinlich noch
mehr Vorteile zuzufallen. Ein anderer Be-
werber, ein Zahnarzt mit dem auffälligen
Namen Walter Fud, will sich in Municipio
einen Parlamentssitz erwerben. Seine Be-
fähigkeit für seine politische Tätigkeit mit der
von „Fie“ aufsteig - sind folgende: Er kann
Zähne ziehen, Predigten und Vorträge
halten, die zu Tränen führen. Ein weiterer
Wahlkandidat ist, daß er seinen sta-
tischen Ansehen nach nicht viel von Politik
versteht.
Das sind nur einige von jenen zahl-
reichen Bewerbern und Gegenbewerbern um
die 485 Sitze im Kongreß. Wahrscheinlich
kann man sich noch nicht vorstellen, wie
herausragend also launisch als nationale
Eigenkandidaten herbeigeholt, ungefragt eine
Verteilung davon machen, wie sich das Ge-
schäft des Parlamentes gestalten wird.

Eisenlauf für hervorragenden Jagdflieger

dnb, Berlin, 3. Okt. Der Führer hat
dem Leutnant Hans Weismann in einem
Hauptbescheid als 100. Soldaten der deut-
lichen Wehrmacht das Eisenkreuz zum Bil-
terkreuz des Eisernen Kreuzes verliehen.

Hauptmann Marcellie in Derna befestigt

dnb, Rom, 3. Okt. Auf dem Militärtribu-
nal von Derna in der Cyrenaika wurde
am Freitag der üblich verurteilte
Hauptmann Hans Hermann Marcellie
belegt, dessen tödliche Sünde von
der Front von El Mamein hierher gebracht
worden war. Die angetretenen Truppen
leiteten dem Toten die militärische Ehren-
beerdigung. Anwesend waren Generalfeld-
marschall Wehrmacht mit dem deutschen Flie-
gerführer Africa, eine Vertretung des ita-
lienischen Oberkommandos und der Stab
des in Nordafrika stationierten italienischen
Luftaufmarsches. An der Beerdigung nahmen
ferner der Kommandant des italienischen
Fliegerkorps teil, der mit der Gruppe
Marcellie eng zusammenarbeitet, und zahl-
reiche Kameraden des Gefallenen.

Herriot in Haiti

dnb, Paris, 3. Okt. Edouard Herriot der
frühere Kammerpräsident, ist in Haïti
verblieben. Er fand schon seit einiger
Zeit in dem Verband haïtischer Unter-
triebe. Auf Veranlassung der Regierung
Laval wurde ihm Zwangsurlaub an-
gewiesen.

Das französische Amtsstück veröffentlicht
Dokumente, durch die eine Reihe von höheren
Beamten des diplomatischen Korps ihres
Amtes enthoben wird. Es handelt sich um
den bisherigen bevollmächtigten Minister
in Sofia, Jules Blondel, der vor kurzem
nach London geflüchtet ist und sich der
kanonischen Bewegung angeschlossen hat.
Ferner um den Vizekonsul in Laïze Verge,
der früher in Rom war und ebenfalls zu
den Flüchtlingen gehört. Außerdem wurde
der Generalkonsul Neurac, der sich
regierungsfeindlich verhielt, von seinem
Posten in der Schweiz abberufen.

Hotel Balboa verschwinden

dnb, Bern, 3. Okt. Der ehemalige spani-
sche Generalkonsul Balboa in Valparaiso,
der vor einer Woche von dem Briten
verhaftet und vor ein Kriegsgericht gestellt,
dann aber durch Ministerpräsident Balboa
Balboa wieder freigelassen worden war, ist
jetzt in Kairo plötzlich verschwunden. Hotel
Balboa galt als ausstehender Bewerber der
britischen Eingliederung, so daß man in
politischen und Regierungskreisen annahm,
daß wieder der Secret Service seine Hand
im Spiel hatte. Man hält es aber nicht
ausgeschlossen, daß Hotel Balboa verhaftet
wurde und sich irgendwo in britischer Ge-
walt befindet.



Vergeltung / Von Fritz Müller, Partenkirchen

Bettenbach liegt hinter Achau. In Bettenbach war dem Draxler Toni sein Haus niehergebrannt. Bettenbach hatte dreizehn Häuser und der Draxler hatte Nummer dreizehn. Sein Nachbar also mit dem Unglück.

Es wurde ein Gemeinderat einberufen. Die Männer saßen da mit ihren Pfeifen, saßen einander an, nahmen die Pfeifen aus der Lippen und machten sie ein paarmal auf und ab — nicht um zu reden, sondern eher, um ein wenig feilschen, ob die Riechschärme noch Gelembil hatten — und pafften weiter.

Dem Bettenbacher Bürgermeister lag es auf der Zunge: „Siehe Gemeinderatsversammlung! Ich habe Ihnen mitzuteilen, daß Draxler Toni's Haus verbrannt ist.“

Aber er verstauchte den Satz. Das wollte man ja ohnehin.

„Siehe Gemeinderatsversammlung! Der Draxler Toni hat vierzig Jahre lang als Ackerbauer gelebt, damit er sich ein einkundertzigstes seine Nummer dreizehn hätte bauen können, im zweihundertachtzigsten und seine vierzig Arbeitsjahre Rauch geworden, ich beantrage, daß im dreihundertachtzigsten die Gemeinde dem Draxler Toni Hilfe leistet.“

Hilfe er lagern wollen. Sagt er nicht. Was sich von selbst versteht, braucht nicht werden. Er hätte eben so auf den Antrag stellen können, daß trotz dem Brande in den Bettenbacher Lungen ein und ausgeatmet werde.

„Dem Draxler Toni Hilfe leistet, der mit Fahren, der mit Sand, der mit Rauf und Seilen, der mit Holz und der mit Mauerarbeit nach Herabend, jeder eben wie er kann.“

Hilfe er weiter beantragen sollen. Beantworte es nicht. Was beantragt ist, kann abgelehnt werden. Was nicht beantragt ist, wird nicht abgelehnt, sondern acemacht.

Und so wurde die Sitzung verlosch wieder auseinandergegangen, wenn nicht der Lehrer gesagt hätte: „Und was soll nun hinein ins Protokoll?“

„Schreibt halt hinein, dem Draxler sein neues Haus freit Nummer vierzehn, weil — damit — so ja wir müssen schon warum — ob ja beinond — i muß heim — ihr müßt schon, warum.“

Als er dranhin war, nickten sie paffend: „Seine vierdesste Geißel fass!“

„Soll das auch ins Protokoll?“ sagte der Lehrer überlegen.

„Auch bleibt im Stall und net im Protokoll.“

Drei Tage nach der Sitzung war die Brandstätte aufgemacht. Alle hatten mitgeholfen. Nur der Draxler Toni selber nicht. Der konnte nicht. Der sah bei seiner Was' und hierie Tag und Nacht in eine Ecke, im Haus die kalte Pfeife. Das Unheil hatte ihn zerbrochen.

„Dann hat's auch seinen Wert, daß wir ihm weiterhelfen“, sagte der Dachhies, dem's im Sinne lag, das Draxlerunheil nicht etwa für ein billiges zu setzen, „es steht auch nichts im Protokoll, hat der Lehrer? Calistifich er mit dem schweren Bauernstiefel in den letzten Gürtel der Brandstätte.“

Wortlos nickte sich der Bürgermeister und schaute ein Stündchen Toni in seine Pfeife. Mit der eine er zum Draxler Toni. „Bünd!“ sagte er.

Kolossal zündete der Toni seine kalte Pfeife an der Glut und war von Stunde an wieder heilich. Fartte, zimmerete und bollette an seinem Hausbau.

Der Scheibenhauer war schon mit der sechsen Fährte aus seiner Sandbarbe am Was. „So“, sagte er und hob die Waagenbrücke, daß der Sand wie Silber niederfiel.

„Ja, und weg'n'm Was'n —“

„Geh, halt's Maul, man hört ja so wie lo wie mir vor lauter Boltern, b'ist Goo!“

Der Hieslerbauer fuhr gar mit einer Ladung Sandhain an. Der Draxler verbummelte sich hoch: „Ja, mo hall denn die her?“

„Meberlieb'n beim letzten Decken.“

„Ja, wenn d' aber wieder deden müßt?“

„Red' net, — arbeit' — vom Reden wird kein Meublen sein.“

„So mach'n's alle. Nicht einer der sich drückt. Doch, einer drückt sich, der Dachhies. Die Nachbarn kamen ihm allmählich draun.“

Hausnummer vierzehn wurde endlich fertig. Das letzte, was man daran machte, war der Hieslerbauer. Dann begann man seine Spitze umzugeben. Sie zielte auf des Nachbarns Haus, dem Dachhies.

Der Draxler Toni schüttelte den Kopf, flüsterle auf's Dach und bog die Spitze wieder gerade. Am anderen Morgen war die Spitze wieder umgebogen, wieder wies sie auf das Nachbarnhaus. Der Toni bog sie wieder gerade.

„Das es aut sein, Draxler“, sagte der Lehrer. „Es ist eine Verhöhnung, ich bringe es im Gemeinderat vor.“

Das tat er denn und fragte feierlich, was die umgebogene Spitze zu bedeuten möge. Schweigen, laanges Schweigen.

„Verhöhnung!“ sagte endlich einer, „wenn zwischen vierzehn Häuser etwas reif ist, ist's von selber reif, Verhöhnung brand's da nicht.“

Dann fing an der Dachhies hatte einen Kirchplatz. Von dem fuhr er eines Sonntags hilfslos auf. Spitze Nabel steckten im Eis.

Wenn der Dachhies mit seinem Waagen auf die Straße fuhr, fielen plötzlich alle Nader von den Ästen.

„Ich flane!“ rebellerte der Dachhies im Dorf herum. „Das Gericht brinnst raus, mer mir, das antut — bist es du, Leutenmich!“

„Wen's nur wasch' — von wem, ist gleich.“

„Der kommt's aus dein'm Haus, Sagerer?“

„Mein Haus ist mein' Sach.“

Der Dachhies ballte die Fäuste: „Ich erwisch' euch!“

Er wachte Tag und Nacht. Es pafferte nichts mehr. „Aha, jetzt laßt ihr mir mei' Muhl!“

Niemand gab ihm Antwort. Auf der Straße lagen sie, als wären sie ihn nicht.

Bei der Dachhies war ein Hiesler angekommen. Wo sie auch flopte, es fand sich kein Taupate. Man vertrieß sich einen aus dem Nachbarnort. Mit einem dicken Taupfannas richtete man alles wieder gerade, sagte der Dachhies. Die Schülten dampften, aber niemand kam.

Da wurde der Dachhies klein. Zum Bürgermeister eine er: „Ich habe in Markt und Flehng ungemacht, was auf mich getroffen hat, da nimm' da nimm'!“

Der Bürgermeister räumte schmeichelnd seine Pfeife. In den Armafen hand es lautlos, unerbittlich: „Du? Was achst es dich an? Es handelt sich schon langa nicht um dich mehr.“

„Und dann, Bürgermeister, daß er sich doch gegen sein geschrieb'nes Geheß —“

Der Bürgermeister sagte nichts. Nur in den Armafen hand es wieder lautlos, unerbittlich. Unerschütterliches Geheß. Und die harten und unter diesen ist das ungeschene am härtesten.

Der Dachhies verkaufte Haus und Hof und zog in die Stadt. Dort ist er verkommen.



Geballe Kraft spricht aus dem Werk des Malers Franz Gerwin, der seinen „Schnitter“ als Bekenntnis zur Arbeit des Landmannes gestaltete. Dank für unermüdliches Schaffen im Dienste der Ernährung unseres ganzen Volkes spricht aus diesem Bilde, das symbolhaft den immerwährenden Einsatz des deutschen Bauern darstellt. will. Aufn.: Archiv

Erntedank

Wieder nach Sorgen und Mühen
Schenkst sich die Erde uns.
Nicht durch Klagen und Anfein —
Aufrecht, fröhlichen Munds

Uffoln wir den Herrgott loben,
Der das Gedeihen gab,
Der in den Tag gehoben,
Was wir senkten ins Grab

Dunkler wärmender Erde,
Bis es aufuhr ins Licht.
Sein ist die Gnade: es werde.
Unfer die treue Pflicht.

Unfer das Beet im Garten.
Unfer der Pflug durchs Land.
Unfer das Dirken und Marten.
Sein die segnende Hand.

Gerhard Schumann

Heilige Erde / Von Werner Tillmann

In einem Grenzörfchen im Saarland hat der Altbauer Bert Cesternak seinen Hof. Nicht groß ist das Anwesen. Doch bringt es Arbeit die Fülle. Besonders fest im Glauben. Sein Sohn, der langa schon den Hof überföhren bekommen hat, sieht im Dienen. Seit Boden haben sie nichts mehr von ihm acührt.

„Nächst ist der alte Cesternak wieder eingeschrieben. Frau, Schwiegermutter und Enkel gehen ihm zur Hand. Es ist noch gar nicht so lange her, da langa auch hier der Krieg kein ehernes Vieh. Sie mußten das Dorf verlassen. Deutsche Soldaten richteten sich in der Erde freigeschoben ein und verteidigten sie. Bei den Grenzschäufen des Winters blieb es, bis im Frühommer des Jahres 1949 der Sturm nach Westen rollte. Sieben Soldatengräber oder am letzten Hebrain hat die Frauen jener Zeit. Zwei

deutsche und fünf französischge Solbaten zuden dort.

In diesen Herbsttagen, da Cesternak die Felder mit dem Pfluge umbrach verarbeitete er often in Höhe der erdher. Sie lagen an seiner Seite. Wenn die Septembersonne blutrot im Westen untertauchte, erloschte dieses Leuchten aus die Gräber. Die letzten Strahlen brachen sich an dem Graud der Felme, die vor den Kreuzen lagen.

Auf einem solchen Abend mochte sich Bert Cesternak von den Gräbern weg gen Dienen. Schaute über Berge und Hügel seiner Heimat hinweg in die Ferne. Da kamen aus dem Wald graue Seere, die des Weltkrieges und des Jahres 1940. Ihr Gesichtsbild zog Cesternak mit fort durch deutsche Lande, vorz bei an abgerenteten und apflichten Feldern. Und über Ströme und Flüsse hatte der Morch. Immer größer wurde ihre Kolonne. Vom hohen Norden kamen die Soldaten, und die Kämpfer des Jahres hielten zu ihnen. Vorwärts ging es nach Dienen ...

Dort trafen sie auf die Mauern heftigenmütiger Kameraden und Söhne. Weit vortgetrieben war die Feuerlinie gegen den Feind. In den Stöben gekämpft wurde alles, was der Volkstunismus an Beherungen aufgemacht hatte.

Aus dem Vorhang von Feuer und Verderben löste sich eine Gestalt. Das Gesicht vom Kampf gezeichnet. Den Waffengürtel mit einem überzogen, die Hände triffa Cesternak glaupte dieses Gesicht zu kennen. Es trug die Haare seines Sohnes. Und doch war es nicht. Einer der Ungehörigen, im Tode der Schlachten angetut, der Cesternak die Hand: Vor deinem Sohn soll ich die gerichten und dich zu ihm führen. Dort drüben hat er seine Ruheplatz. Wie alle andern auch er sein Leben, fleiß und voll Zuversicht.

Verlunten war die Sonne. Bert Cesternak lenkte mit schweren Schritten sein Gespann zum Hof. Ihm entgegen kam sein Enkel und beleuchtete ihm auf dem Heimwege. Vor ihre Füße fiel ein weißes Blatt einer Buche nieder.

„Acht kommt der Herbst“, sagte der Junak.

„Und damit die erste Baumstina in der Natur, Reiner. Wie ein Gleichnis ist diese Zeit des Vergehens. In diesem Flehen liegt immer wieder das Leben. Es muß sich hehalten, wenn seine Zeit gekommen. Die duldet Gott einen Stillstand. So ist es auch im Menschenleben. Du. Wenn wir Alten einmal nicht mehr sind, tritt die Jugend an unsere Stelle. Sie muß sich frisch darauf vorbereiten. Und wir können das selber geschehen auf dem Heimathoden, aus dem alle Kraft kommt, daran unter Leben acellen. Immer muß ein Mann an der Fährte sein, die frisch auf deutlicher Erde weilt. Das muß dich zu eben, wenn dich einst das Leben bereit finden soll.“

Der seßhafte Bub / Von Johannes Linke

Als im Körner Lande noch der Hiler-kras verboten war, wie so vieles andere auch, hat sich viele Geisichte angetragen. Da war ein fünfähriger Bub, der viele seiner Altersgenossen den unvorsichtsmäßigen, beinahe gelegentlichen Namen Adolf trug, und dieser kleine Adolf Koverna war ein arger Untertreiber, der durch jede Rede froste, die noch in demnig sein. Durch jede Rede wurde und auf die Fährte so aut wie auf die Felsen flatterte. Die Mutter hatte ihre liebe Not mit dem Vörschlein, denn die Wenden und Schrammen, die es von seinen Gudekumfahnen mit heimbrachte, hellten smer von allen wieder, aber die zerriffenen Folen taten das selber nicht, und der Bub wollte es nicht bereuen, wie schwer es seinen Eltern ward, Tisch und Stoff zu beschaffen. Der Vater war nun schon seit fünf Jahren arbeitslos, denn da nicht gebaut wurde, müßten die Maurer natürlich feiern, und wenn wirklich kommen ein wofcher Schornstein neu aufgeföhrt oder eine Giebelwand frisch verputzt werden mußte, so war daran auch nicht viel zu verdienen, weil in bei den Nachbarn das ledige Geld ebenföhren war wie bei ihm selber. Nun, zu verhindern brauchten die Kovernas trotzdem nicht, denn sie hatten an der halbe einen Westfeld für die Fährte, ein paar kleine Mecker mit Mais, Erdbeeren, Weizen und Ernt, im Loben hand eine Sau, auf dem Hofe aackerten ein Dubend Stühner, und im See lag ein Boot, mit dem der Vater häufig ein Stück hinausfuhr, um an der Wafel oder im Sandbich ein Gerichst Fische zu fangen. Und so war es berechtigt, daß der Vater seinem Bubben als der wieder einmal mit durchgemerktem Hosenknopf heimkam und die Mutter feierlich die allerletzten Worte aus der Pfändertüte aufzumemmelte, sehr deutlich und kondensiert karmatische, daß

nächste Mal werde er ihm das Fell unter der Hölle gewallig geben. Da beneuerte der kleine Adolf schüchtern seinem Vater, er werde nie, nie mehr eine Dose zeichnen, und rüchte mit den ernsthaften Sozialisten wieder ab, und tatsächlich brachte er an den nächsten Tagen wohl Schrauben und Wunden, aber stets ein helles Gewand mit heim. Eines Morgens fragelte er mit seinen Gefährten auf den Felsen herum, die aus der Hutmweide als liberatone Färme emporwuchsen, unter ihnen lag zusammengebrannt das Dorf, der See breitete sich blau und leuchtend vor den Waldhöhen aus, über dem Hofe das andentrafte Weizen anstien — da sah er auf der Landstraße eine Staubwolke herangebraunt kommen, und bald erwiderten sie das langgezogene Auto, das sie alle kannten. Das waren die Genbarner aus der Stadt, und die Bubben beriefen stolz, was die wollten. Nun ab es wieder einmal eine Hausdurchsichtigung, wie schon so oft, und dann mußte wieder einmal in sechs sieben Häusern die Mutter ein paar Diner tun, die die Wirtschaft ausführen, weil sie den Vater mitgenommen hatten. Ein Bild des Führers, ein deutsches Buch, einen Hakenkreuzarmband konnten sie, wenn sie genug führten, im lebem Hause finden. Wie die Wiesel hielten die kleinen Bubben, die noch nicht zur Schule gingen und doch schon so vieles verstanden, vor ihrer hohen Warte los, wie die Eltern zu waren.

Und da kamen auch schon zwei Besichtigen mit ihren Gummitümpeln herein, lezten lößte die Hand zum Gruß an den Mühsenbüren, holten den Vater aus dem Stalle und begannen das Haus nach veränderten Dingen an durchzusehen. Die Mutter ließ noch veränderter aus als sonst, der Bub hatte die Hände in den Hosentaschen, und

unter seinem Schnausbart aucte ein bitteres, verächtliches Lächeln. Der Bub aber, der sonst seinen Mühsenbüren hilflos hatte konnte, schaute wie angehornt auf dem Dientisch, konnte die beiden fremden Männern mit großen Augen an. Sie durchforsteten jeden Kasten, jede Truhe, rühten den Dinstrot vom Plake, kopierten die Mauern ab und hockerten in den Dientischen, frochen auf dem Boden, im Stall und Schuppen herum, und als alles Suchen vergeblich war, kamen sie noch einmal in die Stube zurück, wollten dort von neuem hibern. Endlich haben sie ein, daß sie heute hier nichts Erachtliches finden würden, haben wieder die Hand bis zum Mühsenbüren und entzerrten sich mit schlaft verbollebtem Verager, während der Bub noch immer auf dem Dientisch saß. Die Eltern kamen einander mit einem Gleichenden Blick an, erleichtert, spöttisch und alidisch.

„Was hat nur der Bub heute?“ fragte die Mutter beforat. „Bist du krank?“

Adolf schüttelte den Kopf.

„Nein, krank bin ich nicht.“

„Ich weiß schon“, sagte der Vater, aber seine Stimme klang gar nicht böß, „warum ist es so aut seiner Hofe jetzt. Zerriffen hat er sie halt.“

Langsam rühtete der Bub von der Dientbank herunter und selbstbewußt meinte er: „Der Vater hat schon einmal sechs Wochen sitzen müssen, weil er ein Dautenkreuz acührt hat. Da werd ich doch drei Stunden sitzen können!“ Und das wies er stolz auf dem Wefler in die Luft acschmit, und das er nun so treu behält hatte.

„Du bist ein Donnersbü!“ lachte der Vater Koverna und hob ihn auf den Arm.

Aber zerriffen ist der Dientboden halt doch wieder!“ leufate die Mutter alidisch.

